

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 10

Artikel: Georg Friedrich Händel : zum 250. Geburtstage Händels am 23. Februar 1935
Autor: Georgi, Stephan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667220>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sahen, standen wir lange still und ergözten uns an dem Bilde. Wie reizvoll war es, wenn ein kleines Hengstlein scheu unsern Weg kreuzte und die Stute herbei kam, um dem jungen Tiere die Sicherheit des mütterlichen Schutzes zu geben. Und irgendwo durch ein Walddrevier verzog sich eine Viehherde mit klingklangklingelndem Glockengetön. Am Rande eines bewaldeten Hügelzuges der Straße entlang trafen wir die Zeugen des vor Wochen hier gewüteten Orkanes. Mächtige Wettertannen lagen teils entwurzelt, teils geknickt am Boden. Sie lagen alle in der gleichen Richtung, und ihre machtvollen Gestalten ließen ermessen, wie urgewaltig die unsichtbare Kraft gewesen sein muß, die sie zur Erde zu zwingen vermocht hat. Jetzt aber lag das Gelände im ruhigen Herbstsonnenschein. Und unsere Blicke schweiften über das Gebiet der Freiberge, eine Juralandschaft von anmutiger Schönheit.

Vielersee.

Den Zürcher zieht es immer wieder an einen See. Am Vielersee gingen unsere Jura-Streifzüge zu Ende. Eine Fahrt über den kleinen,

aber gerade deshalb um so lieblicheren See ist ohne Umkehr in Twann und auf der Petersinsel ebenso undenkbar, wie wenn ein Fremder in Zürich den Uetliberg ignorieren wollte. Wein-geographisch orientierte Leute werden den Namen „Twann“ kennen, aber nicht alle werden schon die rebberg-idyllische Lage dieses Weinstädtchens gesehen haben. Und die Petersinsel. Literaturhistoriker sind sofort im Bilde. Wer aber, wie wir zwei Jura-Streifgänger, rund um die Insel durch dick und dünn, durch manns- hohe Schilfwände den Weg sucht und sich dabei der Illusion einer Dschungeldurchquerung hingeben kann, der weiß, daß die Petersinsel mit ihrem Heideweg nach Uetliberg auch heute noch ein Fleck Erde ist, wo man sich zur beschaulichen Ruhe zurückziehen kann. Wem es aber bei seinen eigenen Gedanken dennoch zu langweilig würde, der findet dort im Weinkeller des Gasthauses einen guten Kameraden, mit dem man gemeinsam die stillsten Stunden angenehm verträumen kann. Vielleicht gibt es Literaturhistoriker, die auch hier sofort im Bilde sind.

Novembersonnenblick.

Den Juraberg mit Buchenpurpurmantel,
Mit Föhrenkranz und gelbem Felsgeschmeid
Verhängen Nebel grämlich vor dem Tal.
Ein scheuer Lichtstreif huscht verschüchtert nieder
Und tastet zitternd durch den Flor des Berges.
Er flackert und verdämmert und erlischt.
Doch einstmals glänzt er wiederum empor
Und wächst und greift umher mit dem Geleucht.
O sieh den lauschigen Waldwiesengrund
Im gelb und roten Buchenforst! Und sieh

Das blauverhauchte Felsband in der fahlen
Bergmatte, wo die schwarzen Föhren kauern,
Und zwischendurch den grauen Zickzacksteig!
Erhobt rührt sich das stumpe Nebelvolk
Und stiert und glockt das holde Wunder an.
Sie hängen ihre Flatterbärte drüber
Und tappen dran mit ungeschlachten Händen.
Unruhig zuckt der Schimmer und erblaßt
Und schwebt hinauf zum Heim des ewigen Lichts.

Adolf Frey.

Georg Friedrich Händel.

Zum 250. Geburtstag Händels am 23. Februar 1935.

Skizze von Stephan Georgi.

So erfüllt von ehrfürchtiger Andacht saßen die Londoner im Covent-Garden-Theater, daß kaum ein geflüstertes Wort im Parkett, kaum ein Knistern der Reifröcke oder Klirren der Galanteriedegen in den Logen zu vernehmen war. Die Orgel brauste auf. Ihre frommen Stimmen einten sich schwingend zu harmonischem Gedröhn, verbanden sich mit der tönenden Vielfältigkeit des Orchesters, mit dem Gesang der Solisten und dem der Chöre zu einem überwältigend machtvollen Tongefüge, das von

Leid und Verklärung sprach; sie konnten innig und zart werden beim Pastorale, voll überströmender Zuversicht in der Arie „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ und gewaltig bei den himmelanstrebenden Hallelujah.

Ein Siebzigjähriger saß an der Königin der Instrumente vor Tastatur und Registern. Eine breit-massige, auf der kurzen Orgelbank beinahe plump wirkende Gestalt, deren fülliger Leibesumfang den rotbraunen Samtrock straffte. Aus einem Gebäusch feiner Spitzen traten die flei-



Die Einsiedelei bei Solothurn.

schigen Hände mit den dicken, runden Fingern hervor, die unlösbar mit den Tasten verbunden zu sein schienen. Nur das volle, üppig breite Gesicht frei lassend, waltete die vielfach gekräuselte Perücke bis auf die Schultern herab. Neben dieser, ganz der wuchtigen Tonsprache der Orgelpfeifen hingegebenen hohen Gestalt saß Christoph Smith, der Schüler und Helfer, blättern die Partitur verfolgend. Der Spielende selbst bedurfte keiner Noten. Er war blind.

Zuweilen sah Smith in den weiten Raum zurück. Obwohl diese Aufführung des Sacred Dratorio „Messias“ eine spätere Wiederholung war, zeigte sich das Theater bis auf den letzten Platz besetzt. Jetzt erst! Warum nicht schon früher? vor Jahren? Jahrzehnten? klagte Smiths

Blick an. O, er wußte zu gut, daß die dem greisen Meister nun zuteil werdenden Ehrungen nur ein unzulängliches Entgelt für alles das waren, was man ihm bislang zugefügt hatte. Das Leben des Erblindeten war der Leidensweg eines aller anstürmenden Unbill trotzenden, schöpferischen Kämpfers gewesen.

Vor mehr als vier Jahrzehnten, im Jahre 1710, war, unfundig des Landes und der Sprache, der im Dienste des Kurfürsten von Hannover stehende Georg Friedrich Händel nach London gekommen. In Deutschland und Italien hatte er sich bereits viel musikalischen Ruhm erworben, aber davon wußte kaum jemand auf der Insel, kümmerte sich auch schwerlich jemand darum in einer Zeit, da das Publikum dem kaum noch zu unterbietenden Tiefstande der englischen Musikverhältnisse gegenüber in Apathie verfallen war.

Da geschah es nun, daß die längst aller guten musikalischen Kunst entwöhnten Londoner im Queen's-Theater von diesem fremden Eindringling mit einer Oper „Rinaldo“ überrascht wurden, die mit ihrer wegweisenden künstlerischen Vollkommenheit, mit ihrer in stürmender

Jungkraft aufflammenden edlen Begeisterung so hart an das Kunstgewissen der Inselbewohner pochte, daß sich die geistige Erschlaffung hoffnungsvoll zu lösen begann. Der Name des Komponisten, des „Sachsen“, war mit einem Schlage bekannt; man sah in ihm den Mann, der imstande war, Wandlung auf dem vernachlässigten Gebiete zu schaffen.

Auch Händel hatte sofort die großen Entfaltungsmöglichkeiten erkannt, die ihm England bot. Mußte er zunächst auch nach Hannover zurück, so erwirkte er doch bald einen abermaligen Urlaub und eröffnete nun in London gemeinsam mit dem ebenso häßlichen wie geschäftsfindigen Theaterdirektor Heidegger eine Opernbühne, die in kurzer Zeit Volk, Adel und

Hof endgültig aus dem Schlaf rüttelte. Der „Sachse“ wurde zu einer englischen Berühmtheit, der sich die Türen der Aristokratie und des Hofes willig öffneten. Es war unter diesen Umständen nicht allzu verwunderlich, daß Händel die Rückkehr nach Hannover „vergaß“. Als einige Jahre später, nach dem Tode der Königin Anna, der Kurfürst von Hannover den Thron Englands einnahm, fand er den Namen des Davongelaufenen bereits gefeiert in aller Munde. Der von Händel mit einer Musikaufführung in die Wege geleiteten Versöhnung zeigte sich der König bald geneigt, ja, er wandte dem nunmehr berühmten Komponisten vollends seine Gunst zu, indem er sich an der Gründung einer königlichen Musikakademie beteiligte. Händel erhielt die Leitung. Nun hatte er sein Wirkungsfeld, den Sinn seines Daseins gefunden, war durchdrungen von dem Bewußtsein seiner hohen Berufung, die Musik Englands emporzuführen. Die Eröffnung der Akademie mit der Oper „Radamisto“ gestaltete sich zu einem Triumph. Oper auf Oper entstand, bald zog Händelsche Musik im Siegeszuge durch England und fand ihren Weg zum Festland hinüber.

Aber der Kampf gegen den vom unbeliebten deutschen Hof begünstigten Eindringling war bereits im Gange. Hatten die Gegner des „Sachsen“ bisher nur geheime Wühlarbeit gegen ihn verrichtet, jetzt, angesichts seiner überhand nehmenden Triumphe, traten sie aus allen Lagern offen auf den Plan. Ein heftiger Kampf entbrannte, als der italienische Komponist Bononcini in London erschien, auf dessen Seite sich unverzüglich die Widersacher Händels stellten. Dieser Streit der Parteien griff auf Volk und Bühnendarsteller über und führte zu einer auf offener Szene vor sich gehenden, vom Pöbel sekundierten Prügelei zwischen den beiden ersten

Sängerinnen. Die Fehde dauerte unvermindert an. Zwar setzte Händel den Angreifern hartnäckigsten Widerstand entgegen, allein nach dem Tode König Georgs geriet das Akademie-Unternehmen mehr und mehr ins Wanken. Als mitten in diesem letzten, verzweifelten Kampf auch noch im üblen Little-Theatre in Lincoln's Inn Fields John Gay mit seiner Bettleroper an die Öffentlichkeit trat und diesen sensationellen Publikumserfolg während der ganzen Saison auf dem Spielplan behielt, war das Schicksal der königlichen Musik-Akademie besiegelt.

Die Gegner Händels frohlockten jedoch zu früh. Mit Hilfe Heideggers übernahm er das King's-Theater und arbeitete sich durch dick und dünn wieder empor. Aus Italien holte er neue



St. Ursenkirche in Solothurn.

Bühnenkräfte und begann mit ungeschwächtem Schaffensdrang an der Fortsetzung seines Lebenswerkes zu arbeiten. In wenigen Wochen hingeschrieben, ging die Eröffnungssoper in Szene. Das Echo war neue Feindschaft, erneute Bosheit und Kabale. Sogar die Naturgewalten schienen sich gegen ihn verschworen zu haben: eine hoffnungsvolle Aufführung ging an ungeheurer Hitze zugrunde, eine andere an einer Kältewelle, während der Hunderte von Menschen erfroren. Seine Mutter starb. Nun verband ihn nichts mehr mit dem Festland drüben.

In dieser Zeit schwerster Prüfungen schenkte Georg Friedrich Händel mit „Esther“ der Welt das erste Oratorium.

Wie? War der Riese noch nicht gebrochen? Nun setzte der erbitterteste Angriff auf Händel ein: mit der Gründung einer „Adelsoper“ stellte sich ihm der Prinz von Wales mit seinen Anhängern entgegen. Aus dem King's-Theater vertrieben, mußte Händel, um seine Aufführungen weiterführen zu können, in eben jenes üble Little-Theatre übersiedeln, von dem aus damals mit der Bettleroper die Musikakademie vernichtet worden war. Jahre zähen Kampfes folgten.

Die Adelsoper hatte sich mit dem italienischen Komponisten Porpora ein höchst wirksames Zugmittel verschrieben, Händel dagegen konnte in dieser Zeit mit seinem „Alexanderfest“ einen triumphalen Erfolg verzeichnen. Dennoch war der Ausgang des fruchtlosen Streites vorauszusehen: mit solcher schonungslosen Erbitterung auf der einen Seite, solcher unnachgiebigen Standhaftigkeit auf der anderen wurde er geführt, daß sich die Gegner einander vernichteten. Wenige Wochen nach dem Zusammenbruch des Händelschen Unternehmens mußte auch die Adelsoper ihre Pforten schließen.

Unbeugsam stand die machtvolle Persönlichkeit des kampferprobten Genies einem Heer von Verfolgern gegenüber. Die ersten Alterserscheinungen zeigten sich, Krankheit bemächtigte sich seiner, das „höllische Fleisch“ plagte ihn. Eine nur kurze Erholungspause gönnte er sich, dann schuf er das unvergleichliche Anthem zum Tode der Königin Caroline, die Oper „Xerxes“, die Oratorien „Saul“ und „Israel“ und ... erntete wiederum Anfeindungen, Enttäuschungen, Kränkungen. Seine Widerstandskraft schien zu erlahmen, mählich vereinsamte er, oft ging sein Weg dicht am Schuldurm vorüber. Als er nun gar einen ganzen Sommer

über fast unsichtbar blieb, glaubte man, er sei endgültig vernichtet.

Da geschah die gloriose Auferstehung. Händel erschien in der Öffentlichkeit und mit ihm das gewaltigste Werk seines Lebens, der „Messias“, der in Dublin mit ungeheurem Erfolg aufgeführt wurde. Mit „Samson“, „Joseph“, „Judas Makkabäus“, sowie der mächtigen „Feuerwerks-Musik“ eroberte er das feindliche London, die Zahl seiner Verfolger verringerte sich, schon glaubte er, einem harmonischen Lebensabend entgegen gehen zu können, da erhielt er den letzten, grimmigsten Schlag: sein Augenlicht verließ ihn.

Geheimer Kabale, offenen Kämpfen, Bettler- und Adelsopern, anstürmenden Naturgewalten, allem war Händel mit nimmermüdem Ringen und Schaffen zuletzt siegreich begegnet. Unvergänglich hatte er den Engländern geschenkt und schonungslose Verfolgung dafür hinnehmen müssen; jetzt erst, nachdem sich die Nacht der Blindheit über den Ungebeugten gesenkt hatte, legte sich der Sturm und wich mehr und mehr einer respektvollen Ehrfurcht vor dieser gipfelhohen, erhabenen Größe.

Und auch diesem letzten Feinde trotzte der ungebrochene Riese noch. Vor der Orgel war sein Platz, auch jetzt noch, im Dunkel. War er auch des Gesichts beraubt, seine Kraft war nicht erlahmt. Mit Hilfe seines ihn liebevoll betreuenden Schülers Christoph Smith traf er unvermindert Anordnungen zu neuen Aufführungen, ließ Änderungen in Partituren vornehmen und komponierte Neues hinzu.

Blind? „O, ich sehe manches jetzt viel besser“, sagte er einmal zu Smith. „Ich habe das alte, massig-dunkle Haus „Am Schlamme“ in Halle, in dem einst der vielgesuchte Wundarzt Georg Händel wohnte, nie besser gesehen als heute. Nie besser den Knaben Georg Friedrich, wie er dort in der Dachkammer, heimlich an einem alten Instrument übend, das von der ganzen Familie als verwerflich empfundene „Notengift“ in sich aufnahm, diesen Knaben, der später das Studium der Rechtsgelehrsamkeit mit dem der Musik vertauschte, in Hamburg die ersten Vorbeeren geerntet, in Italien bereits ansehnlichen Ruhm erworben hatte und dann, in den Jahren erster Reise, nach England gekommen war ...“

Mit dem machtvoll sich erhebenden Amen war das Oratorium ausgeklungen. Die Menschen

fluteten, noch erfüllt vom eben Erlebten, noch halb entfernt vom irdischen Tag, dem Ausgang zu. Sie drängten sich zu Spalierreihen zurück, als Christoph Smith die Achtung gebietende hohe Gestalt des blinden Greises zum Wagen führte.

Unter den Verehrern, die begeistert dem Gefährt nahe standen, befand sich auch Lord

Rinnoul, der zu dem weiten Bekanntenkreise Gändels gehörte. Er ergriff des Meisters Hand und sagte ihm vorzügliche Komplimente über die soeben gehörte Aufführung.

„Mein Lord“, antwortete Gandel, „ich würde bedauern, wenn ich meine Hörer nur unterhalten hätte; ich wünschte sie besser zu machen.“

Etwas über Bakterien, Infektionskrankheiten und deren Bekämpfung.

Wenn man von Bakterien gemeinhin spricht, so denkt man in erster Linie und meistens sogar ausschließlich an die Bakterien als Schadstifter, als Krankheitserreger. Aber wenn man in die Verhältnisse der Beziehungen der Bakterien zum Menschen tiefer eindringen will, dann ist diese Betrachtungsweise viel zu eng. Unter den weit mehr als tausend verschiedenen Arten Bakterien sind es nur wenige Dutzend, die als Krankheitserreger in Betracht kommen, daneben gibt es aber eine große Zahl von Bakterien, die für den Menschen vollkommen gleichgültig, weiter viele, die ihm unmittelbar nützlich und endlich eine ganze Anzahl, die im Kreislauf der Natur unentbehrlich sind. Dabei sei hingewiesen auf die Rolle, die die fäulnisregenden Bakterien im Kreislauf der Stoffe in der Natur spielen. Ihnen liegt die Aufgabe ob, alle organischen Stoffe, seien es nun Ausscheidungen von Lebewesen oder tote Körper, zu zersetzen, so daß sie von andern Lebewesen, den Pflanzen, erneut aufgenommen und verwertet werden können. Dies wird dadurch ermöglicht, daß durch diese Bakterien in den Fäulnisprodukten salpetersaure Salze gebildet werden, die die Pflanzen zu ihrem Aufbau notwendig brauchen. Salpetersaure Salze sind bekanntlich Düngemittel, und die Bakterien stellen also solche bereit. Eine andere Reihe von Bakterien ist imstande, den Luftstickstoff in salpetersaure Salze überzuführen.

Die Bakterien, die für das menschliche Leben unmittelbar unentbehrlich sind, sind die Darmbakterien. Es ist bekannt, daß jeder Mensch in seinem Darm eine Anzahl von Bakterien beherbergt und daß der Kot zum großen Teil aus abgestorbenen und lebenden Bakterien besteht. Diese Darmbakterien dürfen keineswegs als unnütze Schmarotzer angesehen werden, sondern sie haben eine ganz wesentliche Aufgabe im Körperhaushalt. Bei Versuchen, Lebewesen (Möhner) so aufzuziehen, daß keine Bakterien sich in ihrem

Darm ansässig machen konnten, gingen alle nach kurzer Zeit zugrunde, während die unter natürlichen Verhältnissen aufgezogenen Kontrolltiere ausnahmslos gut sich entwickelten, woraus hervorgeht, daß die Anwesenheit gewisser Bakterien im Tierdarm lebensnotwendig ist — eine Erkenntnis, die selbstverständlich auch auf den Menschen angewendet werden darf.

Auch auf seiner Haut beherbergt der Mensch unzählige Bakterien. Wenn man einen Finger auf eine Kulturplatte abdriückt, so entwickeln sich in kurzer Zeit viele und verschiedenartige Bakterienkolonien. Diese Bakterien sind unschädlich für den Menschen, da sie, solange die Körpergewebe ihre volle Lebensfähigkeit und Unversehrtheit bewahren und besitzen, nicht in die Körpersubstanz, also in das eigentliche Körperinnere eindringen können. Sie finden an der Körperoberfläche eine nicht überschreitbare Grenze.

Diese Unangreifbarkeit des Körpers beruht auf verschiedenen Bedingungen. Zunächst kommt dabei der rein mechanische Schutz, den die Haut und die unverletzte Schleimhaut bieten, in Betracht. Sodann kann die Körpertemperatur für das Fortkommen der Bakterien ungeeignet sein, oder die Zusammensetzung der Körpersäfte bietet ihnen keinen geeigneten Nährboden. Und schließlich finden sich im menschlichen Körper noch ganz bestimmte Abwehrkräfte, insbesondere Zellen, die wir bildhaft die „Polizisten des Körpers“ nennen. Es sind dies die weißen Blutkörperchen — Fresszellen —, die sich, sobald Bakterien die äußere mechanische Schutzhülle durchbrechen, auf jedes Bakterium stürzen, es mit ihrer schleimigen Leibessubstanz umschließen, es verdauen und dadurch unschädlich machen. Auf bestimmte Bestandteile der Körpersäfte, die bei der Abwehr ebenfalls wirksam werden, sei jetzt nur hingewiesen.

Aber diese Schutzeinrichtungen sind nicht allen Bakterien gegenüber und nicht immer wirksam.